

Leseprobe aus:



Aus dem costa-ricanischen Spanisch
von Birgit Weilguny

978-3-87512-492-7
144 Seiten | Hardcover
20,00 (D) | 20,60 (A)
MaroVerlag 2020

Viel eher aus alter Gewohnheit denn aufgrund eines weltenordnenden Prinzips ging die Sonne auf und hielt am Hügelkamm kurz inne, als würde sie erst im letzten Moment beschließen, noch einen weiteren Tag zu leuchten, statt sich in den Abgrund der vergangenen Nacht zu stürzen.

Da es im Westen nichts Neues gab, gähnten die Fliegen und die Geier schüttelten sich Reste vom frühen Morgen aus den Federn.

Inmitten des hartnäckigen Nieselregens und der giftigen Dämpfe jenes Meeres, das keine Vergangenheit hatte, zogen die Frühaufsteher unter den Tauchern Bilanz über die aus der Tiefe geborgene Fracht. Noch bevor die Taucher von der Tagschicht ebenfalls mit ihren Kraulbewegungen beginnen würden, suchten sie flink ihre Beute zusammen, Essbares und Handelsgüter; in letztere Kategorie fielen Aluminiumdosen, Glasflaschen, jede Art von Papier und verschiedene andere Metalle, für die man von den Gießereien ein winziges bisschen mehr bekam.

Die Taucher, die bei Tag arbeiteten, reckten und streckten sich und öffneten die Türen ihrer notdürftig zusammengezimmerten Behausungen an den Stränden jenes Meeres der Plastikfische.

Alle, die von weiter herkamen, kletterten ein weiteres Mal den Abhang aus versteinertem Lehm hinauf, um zu dem Ort zu gelangen, an dem das schlechte Gewissen der Stadt lagerte.

Gegen sechs Uhr morgens erwachten auch zwei riesige Traktoren, von Hunger getrieben. Ihre weit aufgerissenen Tyrannosaurus-Mäuler konnten die vielen Tonnen Abfall kaum erwarten, die ihnen die Stadt Tag für Tag schickte. Die Fahrer frühstückten auf eine so geduldige Art und Weise, wie man sie sich nur durch Routine aneignen kann, ihre üblichen Milchbrötchen mit Kaffee, bevor sie die Maschinen bestiegen und in Präzisionsarbeit – wie bei einer künstlichen Ebbe und Flut – den beständig zuströmenden Müll, der ohne Unterlass mit den Müllwagen aus der Stadt kam, erst auftürmten, dann durchpflügten und von einem Ort zum nächsten verschoben.

Um acht Uhr beleuchtete die Sonne bereits schwach die sterblichen Überreste eines im Dauerregen ersoffenen Oktobers.

Von fern wirkte der Hügel, der die Müllhalde als Tagebau in seinen aufgerissenen Eingeweiden trug, wie ein Ameisenhaufen, auf dem es von Frauen unbestimmbaren Alters wimmelte, von Männern und Kindern, die gar kein Alter besaßen, von Ratten und Mäusen, Hunden und Geiern und hunderttausenden Insekten, allesamt ununterscheidbar beim Durchwühlen dessen, was die Stadt für unbrauchbar befunden hatte, auf der Suche nach etwas, das der Zufall weggeworfen hatte; dies alles im Auf und Ab des Abfalls, im Wellenschlag der Traktoren.

Kein Mitglied der über zweihundert Familien, die zu der Zeit auf der Müllhalde in Río Azul ihr tägliches Leben bestritten, wusste zu sagen, ob es an diesem Ort einmal einen Fluss gegeben hatte; und erst recht nicht, ob dieser Fluss, wenn er denn je hier durchgeflossen war, blau gewesen war. Jetzt gab es aber ohnehin nur noch das Meer mit seinen Gezeiten, ausgelöst von den beiden Traktoren, die von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang tonnenweise den Abfall aufstapelten, den ihnen die Stadt in immer großzügigeren Mengen zukommen ließ.

Am Fuß des Hügels versuchten die angrenzenden Viertel vergebens, sich durch einen Eisenzaun gegen die Müllhalde abzusichern.

Die Zufahrt war durch ein breites Tor gesichert. Den Zugang kontrollierte ein Mann in einem Wachhäuschen, der sich die Genehmigungen der Fahrer ansah, bevor er sie mit ihrer unangenehmen Fracht hereinließ.

Auch die Schule des Viertels lag direkt am Zaun.

Ein fauliger Geruch erfüllte die fettige Luft, die man rund um Río Azul atmete: Der Gestank einer Suppe, gekocht aus all den gereiften Tonnen zerdrückten Abfalls, deren Brühe sich wie ein giftiger Fluss in jeden Riss des schwärenden Leibs der Erde ergoss.

Jener tödliche Fluss musste, wie alle Flüsse, anfangs ein Bach gewesen, dann angeschwollen und schließlich ins Meer geflossen sein. Doch in diesem Fall entsprang, verlief und vollendete er sein Dasein am selben Ort und sickerte als Leichnam in die wasserführenden Bodenschichten.

Die Taucher an der Oberfläche hatten keine Vorstellung von der böartig wuchernden Geschwulst unter ihnen. Lange Jahre waren sie auf jenem Treibsand umhergeklettert und hatten sich schon an den Abfallteppich gewöhnt, der sich erbarmungslos ausbreitete und alles unter sich begrub.

Tag für Tag versammelten sich die Taucher zu den unmöglichsten Stunden, um den Müll zu durchsuchen, so wie immer, so wie früher, als dieser noch auf Pritschenwagen und in riesigen Fässern angeliefert wurde; so wie dann auch später, als er anfang, erster Klasse zu reisen, in speziellen Müllwagen, deren Bäuche sich öffneten und mithilfe ihrer komplexen Hydraulik alle Müllsäcke zermalmten.

Die Taucher vermissten die althergebrachten, kaum noch üblichen Transporte schmerzlich, weil bei den Pritschenwagen die

Sachen pfleglicher behandelt und weder die Flaschen zerbrochen noch die Geräte zerstört wurden, die der Zufall und nicht der Vorsatz der Leute weggeworfen hatte und die unterschiedslos im Abfall gelandet waren.

In den Anfangsjahren der Müllhalde hatte der Abfall vorwiegend aus Biomüll bestanden. Es landeten Essensreste und Gemüseschalen dort. Der Rest war etwa zu gleichen Teilen Glas, Aluminium und das Holz ausgedienter Möbel, die auf der Müllhalde wieder hochgeschätzt wurden und zur Ausstattung der Behausungen oder als Feuerholz dienten.

Die Aluminiumdosen und Glasflaschen wurden verkauft. Wenn eine Dose aus Zink dabei war, verstärkte man mit ihr, selbst wenn sie rostig war, irgendeine Wand oder einen Teil des Daches. Natürlich rechnete niemand damit, dass eine solche Dose in gutem Zustand weggeworfen werden würde.

Mithilfe derartiger Materialien aus zweiter, dritter oder x-ter Hand hatte sich Única Oconitrillo ihren Sinn im Leben neu zusammengesammelt. Sie hatte immer geschworen, dass man sie aus dem Klassenzimmer direkt auf den Friedhof tragen würde. Auf der Müllhalde angekommen lernte sie, nichts mehr zu schwören.

Mehrere Gründungsmitglieder der Gemeinschaft der Taucher hießen die Lehrerin willkommen und halfen beim Errichten ihrer Behausung, teils sogar mit großzügig gespendeten Versatzstücken aus angrenzenden Behausungen. Única, eine unverbesserliche Optimistin, fühlte sich glücklich und sicher in ihrem neuen Zuhause.

»Hier gibt es zwar nichts, aber es lässt sich alles finden.«

»Es könnte schlimmer sein.«

»Seien Sie ganz ruhig, Doña Única!«

»Ich bin ja ganz ruhig.«

»Doña Única, die erste Nacht ist immer die schlimmste. Wenn Sie irgendetwas brauchen, melden Sie sich bei uns!«

»Danke!«

»Es gibt überall gute Menschen«, dachte Única Oconitrillo an diesem ersten Abend, als sie zwar unter der geliehenen Decke, aber auf ihren eigenen Kartons lag. Sie fühlte sich nicht allein und schlief ein. Zweieinhalb Stunden später wachte sie auf, rollte einen Zipfel der Decke zusammen, biss fest hinein und weinte bis zum Morgengrauen.

Beim ersten Tageslicht suchte die neu angekommene Única Oconitrillo nach Wasser, um sich Gesicht und Hände zu waschen. Beim ersten Tageslicht lernte die Neuangekommene auch gleich, dass sie dafür, einen Eimer in der Hand, den Hang hinuntersteigen, dort jemanden aus der Nachbarschaft um Wasser bitten und es dann zu ihrer Behausung schleppen musste.

Was ihr niemand sagte war, dass es immer schwieriger wurde, jemanden aus der Nachbarschaft zu überzeugen, den Tauchern Wasser zu geben. Fragen mussten sie, weil keine Leitung auf den Hügel führte, schließlich war dieser Ort nie dafür bestimmt gewesen, von Menschen bewohnt zu werden.

Schon bald nachdem die ersten Leute auf die Hügelkuppe der Müllhalde gezogen waren, ahnten ihre Nachbarn nämlich, zu welchem Problem sie sich mit der Zeit auswachsen würden, weshalb sie beschlossen, ihnen die humanitäre Hilfe zu kürzen, um sie davon zu überzeugen, abends wegzugehen und erst morgens wieder zur Müllhalde zu kommen, so wie man sich das bei einem normalen Arbeitstag vorstellte.

»Ja, aber es gibt überall gute Menschen«, dachte Única noch einmal, als sie wieder oben war, mit sauberem Gesicht und einem vollen Eimer.

Zu Única Oconitrillos spärlichen Habseligkeiten zählte ihre Schürze. Die legte sie sich um, atmete tief durch und ging los, um sich zu den anderen zu gesellen, die schon seit einer Stunde

tauchten. Am späten Vormittag hatte sie bereits zwei Einkaufstüten voll.

»Davon ist nichts brauchbar, Doña Única. Sie müssen entweder was zum Essen oder was zum Verkaufen suchen.«

Da verdorrte ihr der Mut, da fiel ihre vorletzte unschuldige Naivität von ihr ab und zerschellte auf dem Boden, als sie begriff, dass »von Müll leben« keine Metapher war, sondern erbarmungslose Realität.

»Weinen Sie doch nicht, Mädchen! Am Anfang fällt es jedem schwer, aber dann gewöhnt man sich daran.«

»Aber findet ihr das nicht eklig?«

»Eklig ist nur, nichts zum Essen zu haben.«

Da keimte neuer Mut in ihr auf: Única blickte in jedes einzelne Gesicht: Sie sah Don Conce und Don Retana, die schon so alt waren und so unerschütterlich am Leben hingen, obwohl sie ihr Brot den Baggerschaufeln entreißen mussten. Ihr Blick wanderte von Gesicht zu Gesicht weiter, wie ein Schmetterling von einer ausgetrockneten Blüte zur nächsten, und in jedem Gesicht sah sie Zustimmung. Am Ende der Reihe war Única Oconitrillo davon überzeugt, dass man ihr eine neue Wahrheit eröffnet hatte: »Eklig ist nur, nichts zum Essen zu haben.« Nie wieder verzog sie bei ihrem täglichen Brot das Gesicht, auch wenn sie tief im Herzen weiterhin das Gefühl hatte, dass eine Müllhalde kein geeigneter Ort für Menschen war. Fast hätte sie es laut ausgesprochen, konnte in jenem Augenblick diese Gewissheit aber nicht in Worte fassen, die sie in ihrer Brust spüren würde, solange sie eine Brust hätte.

Gegen Abend rief Única ihre Nachbarn zusammen, sprach mit ihnen über Nächstenliebe und rief den Brauch ins Leben, gemeinsam zu Abend zu essen, unter der Bedingung, dass jeder etwas zu dem Mahl beitrug.

»Sie ist eine Lehrerin ...«

»Vielleicht hat sie recht.«

Der Slum war damals ein neues »Stadtviertel«. Die Gemeinschaft der Taucher bestand aus eingewanderten Bauern und anderen Besitzlosen, die der Müllhalde von zwei früheren Standorten treu hierher gefolgt waren, nachdem es den jeweiligen Nachbarn, wenn man der Legende glaubte, einmal nach fünf, einmal nach sieben Jahren des Erduldens gelungen war, diese loszuwerden. Nur Río Azul sollte als Quartier dessen, was nirgendwo sonst auf der Welt einen Platz hatte, ein langes Leben beschieden sein.

Don Retana, der in der am weitesten entfernten Behausung wohnte, war ein Seemann im Ruhestand, ein alter, aber noch kräftiger Mann, der an allen Gebrechen litt, die typisch waren, wenn man sein Leben an Bord eines Schiffes verbracht hatte, am meisten jedoch litt er an der Sehnsucht nach dem Meer. Der Alte redete ständig, notfalls auch mit sich selbst. Wenn er neben den Jüngeren tauchte, nutzte er stets die Gelegenheit, um ihnen endlose Geschichten zu erzählen.

»Oft ist er wie weggetreten, steht mit offenem Mund da und schaut blöd, und manchmal spricht er Englisch, er hat das von Seeleuten aus fremden Ländern gelernt, das sagt er jedenfalls.«

Don Conce war ein klappriger Greis aus den Bananenanbaugebieten.

»Er ist schon kaputt hier angekommen. Gleich nachdem er seine Arbeit verloren hatte, weil er alt war.«

»Angeblich hat er bei seiner Ankunft keinen von seinen Verwandten finden können, die mal in der Stadt gelebt haben.«

»Seine Knochen sind kaputt. Manchmal muss man ihm helfen, wenn er stürzt und nicht mehr aufstehen kann.«

Von all diesen Seelen, einem bunt gemischten Haufen, lernte Única, das Essbare und das Wiederverwertbare zu unterscheiden, und fügte noch ein paar Kategorien hinzu, die den anderen

Tauchern nicht wichtig waren: eine für Seifenreste, um ihr Geschirr zu waschen, sowie eine für Zahnbürsten, die für alle gedacht waren, die aber niemand außer ihr benutzen wollte; eine für Parfümflakons, mit denen sie sich am Sonntag beduftete, um dann den Hügel hinabzusteigen und die Messe zu hören; und eine für Käämme und Haarschmuck oder ähnlichen Tand, mit dem sie das klapprige Gerüst ihrer Träume notdürftig abstützen konnte, wenn sie das Gefühl bekam, dass es in sich zusammenstürzte.

Am ersten Sonntag des fünften Monats auf der Müllhalde verlor Única schließlich ihre letzte unschuldige Naivität, als der Pfarrer sie nicht in die Kirche ließ und sie stattdessen bat, erst dann wieder zur Messe zu kommen, wenn sie eine Arbeit gefunden hätte und das Haus Gottes anständig betreten könnte, andernfalls würde sogar die Bank anfangen zu stinken, auf die sie sich setzte.

»Gott liebt alle seine Geschöpfe.«

»Gott herrscht im Himmel, aber hier herrsche ich, und ich mag es nicht, wenn meine Kirche voller Obdachloser ist.«

»So ein Arsch!«, murmelte Don Conce, aber Única bat ihn, keine Schimpfwörter zu benutzen.

Sonntags kamen keine Müllwagen, um das tägliche Brot abzuliefern. Dieser Tag war auch ein obligatorischer Ruhetag für die Traktoren, da sich ihre Fahrer bis zum Montag nicht blicken ließen.

Jener Sonntag war, soweit Única sich erinnerte, der erste in ihrem Leben, an dem sie nicht die Frühmesse um sieben Uhr besuchte. Den ganzen Vormittag über lastete wie ein böser Fluch das Gefühl auf ihr, sich gegen den Pfarrer versündigt zu haben, aber wie oft sie das Geschehene auch im Geist Revue passieren ließ, sie fand keinen Grund, der diese Behandlung rechtfertigte.

»Als wäre ich Abfall!«, sagte sie laut. Und als sie sich so laut protestieren hörte, kam ihr eine erschreckende Erkenntnis:

»Aber natürlich, für sie sind wir Abfall!« Die Demütigung

schoß ihr wie Meerwasser in die Augen, salzige, beißende Tränen, die sie dazu zwangen, ihr Gesicht in den Wassereimer zu tauchen, und sie ertränkte sich nur nicht darin, weil sie sich bereits dazu entschlossen hatte, zu leben.

»So ein Arsch!«

Da hatte sie das erste Schimpfwort ihres Lebens ausgesprochen, und sie fand einzig Trost in der Überzeugung, dass, was immer dieser gewissenlose Mann auch sagte, weder er noch irgendjemand sonst sie je davon überzeugen würde, dass Gott auf sie herabschaute, nur weil das Leben sie auf diesem Hügel gemeinsam mit dem übrigen Müll ins Abseits gestellt hatte.

Sie ging nie mehr zur Kirche, aber als sie zwischen Modeschmuck, der in ein zusammengeknötetes Tuch eingewickelt war, den ungewöhnlichen Fund eines Rosenkranzes aus Plastikperlen machte, nahm sie ihn an wie ein Wunder, das ihr in ihrer festen Überzeugung den Rücken stärken sollte. Von nun an leitete Única in der Karwoche das freitägliche Rosenkranzgebet für die ansässigen Taucher an, und zwar bis zu dem Tag, an dem der junge Carmen mit der Nachricht kam, jetzt Priester geworden zu sein. Sie waren alle erstaunt, ihn in eine purpurne Soutane gekleidet zu sehen, die er über seine Lumpen gestreift hatte.

»Die habe ich im ersten Müllsack gefunden, den ich aufgemacht habe.«

Er hieß Carmen, aber da er ging wie ein Bär, wurde er von allen Oso Carmuco genannt; er musste damals um die zwanzig gewesen sein, und mit seinem spitzen Gesicht fiel es ihm leicht, für die anderen den Mystiker zu mimen, die gar nicht schwer zu überzeugen waren, wohl auch, weil sie keine Zeit hatten, sich mit ihm hinzusetzen und lang und breit über den Grund seiner Bekehrung zu diskutieren. Nachdem sie schallend gelacht hatten, schienen alle die Idee gut zu finden ...

»Única mirando al mar« erschien im Original im Jahr 1993 und ist Fernando Contreras Castros Debütroman. In Costa Rica ist der Roman Schullektüre in der Sekundarstufe. Die deutsche Ausgabe folgt der Fassung des Buches, das den Untertitel »Reciclada« (»recycelt«) trägt: 2010 schrieb Contreras Castro seine Originalfassung um, straffte sie und überarbeitete das Ende.

Das Zitat »La montaña« von Carlos Salazar Herrera (Übersetzung: Birgit Weilguny) stammt aus seinem Buch: *Cuentos de angustias y paisajes* (1947)

Cultivo una rosa blanca ... (Versos sencillos XXXIX), siehe Seite 52 (Übersetzung: Birgit Weilguny), aus: José Martí: *Versos sencillos* (1891)

1. Auflage · April 2020

© 2020 by Fernando Contreras Castro und MaroVerlag, Augsburg

ISBN 978-3-87512-492-7

Die Übersetzung aus dem Spanischen wurde mit Mitteln des Auswärtigen Amtes unterstützt durch Litprom e.V. – Literaturen der Welt

*Dieses Werk wurde vermittelt durch Milena Sanabria Contreras.
Der Verlag dankt ihr herzlich.*

Gesetzt aus der Dolly

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigen Werkdruckpapier

Umschlag: Yvonne Kuschel, yvonne-kuschel.de

Lektorat: Marie Kraja, Sarah Käsmayr

Druck: Memminger MedienCentrum

Bindung: Thomas Buchbinderei, Augsburg

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.